

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 70 (1976)

Heft: 3

Artikel: Einige Gedanken zu : Urgestein, religiös und geologisch : ein Reisebericht einmal anders. 1., Die Reisegruppe ; 2., Beobachtungen ; 3., Die Mythologie ; 4., Das geologische Problem ; 5., Schluss

Autor: Kobe, Willi

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Problem der endgültigen Lagerung radioaktiver Abfälle in der Schweiz innert nützlicher Frist und auf befriedigende Art gelöst werden», fußt auf keinen experimentellen Befunden, sondern lediglich auf Wünschen und Hoffnungen.

Red.

Einige Gedanken zu: Urgestein, religiös und geologisch (Ein Reisebericht einmal anders)

1. Die Reisegruppe

Besucher Süd-Indiens, wie solche unsere Reisegruppe, drei Wochen Ende Dezember, anfangs Januar 1975/76, vereinigte, tauchen beim Betreten indischer Erde und bei der Beobachtung des ihnen Entgegentretenden in eine ihnen neue Welt ein. Sie ist eine eigenartige, urtümliche Welt. Der Europäer wird von ihr angezogen, aber zugleich auch abgestoßen. Wie könnte es auch anders sein?

Angezogen, weil er auch in sich Urtümliches mitbringt, das irgendwie dort sich im Gegenwärtigen wiedererkennt. Gilt für ihn doch auch in seinem seelisch-geistigen Wesen das Grundgesetz*, daß Ontogenie gleich Phylogenie ist. Er kann nun in Indien gleichsam auf einem Rückwärtsgang die Stationen, oder mindestens einige von ihnen, seiner Entfaltung vom Unbewußten, zum Halb- und zum heute Bewußten im geistig-praktischen, wie aber auch im geistig-geistlichen oder religiösen Bereich wieder erleben und dadurch seine Tiefen besser verstehen lernen.

Sein Verständnis röhrt her aus dem besonderen Entwicklungsgang, welchen der westliche Geist und durch ihn auch die Menschenseele durchlaufen hat. Sein religiöses Gefühl, und das durch dasselbe ihm offenbar gewordene Mit- und Insichsein in seiner Umwelt, begegnet nun nicht mehr nur naiv dem auf ihn Zukommenden, sondern intellektuell-analytisch. Letzteres Denken ist eine besondere Spur in der geistig-seelischen Entwicklung der westlichen Menschheit. Sie wurzelt in der Naturphilosophie des Griechentums (etwa Demokrit mit seinen Atomen) und in der Ideenphilosophie Plato's, wobei seine abstrakten Ideen in der überirdischen Welt Bildgestalt haben sollen. Dies weist möglicherweise

* Dieses «biogenetische Grundgesetz», auf den Menschen bezogen, besagt: Jeder Mensch macht in seiner persönlichen körperlichen-seelischen-geistigen Entwicklung in abgekürzter Weise den gleichen Entwicklungsgang durch, wie ihn das Menschengeschlecht, von der ersten Zelle an bis zur heutigen Erscheinungsform, durch die Jahrtausende hindurch erlebte.

darauf hin, daß das westliche analytische Denken seine Wurzeln in einem kosmisch verstandenen Erfaßwerden numinoser Art in den Herrlichkeiten und Schrecken der Natur und des Geistes und Inneren des Menschen verankert findet. An diesem Ort scheint eine Brücke zwischen dem westlichen und indischen Erleben und dem Nachdenken darüber zu erscheinen, wobei letzteres, mindestens auf religiösem Boden, noch ganz im kosmisch-numinosen Erleben stehen geblieben scheint und deshalb auch zirkulär in sich geschlossen erlebt wird.

Allerdings darf noch eine weitere Quelle des westlichen religiösen Erlebens und Verstehens nicht vergessen werden, die ihre Wasser schließlich mit den Anstößen aus Griechenland vermischt, um endlich über dem Aufwachsen und dem heutigen Herrschaftsanspruch des naturwissenschaftlichen-technischen Erlebens und Denkens sich wieder auf sich selber zu besinnen. Es ist dies das Bewußtwerden eines göttlichen Willens in der Geschichte — dies besonders in der israelitischen Prophetie — der zugleich eine besondere ethische Komponente in sich trägt. Das menschliche Dasein und Erleben erhält eine Aufgabe, ein künftig zu erreichendes Ziel dem, im Auf und Ab von Gehorsam und Ungehorsam gegenüber dem göttlichen Willen, ein lineares Denken entspricht, welches auch analytisch arbeitet.

So bringt der westliche Mensch nach Indien und seinen reichen Kulturen seine durch den Intellekt aufgebaute naturwissenschaftliche-mechanistisch-technische Weltanschauung mit, die noch halbbewußt religiös abgesichert ist, und stößt dort mit ihr unmittelbar auf eine kosmisch denkende Weltanschauung, getragen von kreisendem Erfahren und Denken, welches numinos erlebt wird.

2. Beobachtungen

Nachstehend einige Beobachtungen einzelner Zustände und Begebenheiten, die zur Fülle des kosmischen Erlebens- und Denkrahmens gehören. Im Umkreis des Tempelkultes war im ganzen Reisegebiet ein grundsätzlich gleicher Grundriß der Tempelanlage zu beobachten: ein Haupttor, ein bis zwei Höfe mit Festtanzpodium und vielleicht einem Flaggenmast, in Shivatempeln darin auch der Nandistier, seinen Blick starr ausgerichtet auf den Lingam und das Angesicht seines Herrn im innersten Heiligtum (Cella); ein bis zwei Hallen, immer lichtloser werdend, nehmen den Andächtigen auf und führen ihn zuletzt bis zur finsternen Cella mit dem Götterbild, vor dem bei Shiva noch ein Lingam steht, an welchem die priesterlichen Zeremonien getätigten werden. Zu gewissen Zeiten der priesterlichen Handlungen wird die Cella durch einen Vorhang geschlossen, der auf ihrem Höhepunkt geöffnet wird, sodaß der Gott von seinem Gläubigen in höchstem Glanz geschaut werden kann.

Die Anlage des Tempels führt den Gläubigen aus dem Licht in die Finsternis, woselbst der Gott thront, ein Gleichnis seines Inneren, in das er aus der verwirrenden Helle des Tageserlebens in die Finsternis seines Inneren hinabsteigen muß, will er dort in seinem Herzen dem Gott begegnen. Der Götterkult scheint den Priestern vorbehalten zu sein. Nur einmal, im Shivatempel zu Priol, war eine Frau im Heiligtum zu sehen, deren Aufgabe darin mir aber unbekannt blieb. Es scheint auch zur Sitte zu gehören, daß Männer andächtig der ganzen Länge nach vor der Cella ausgestreckt liegen; wie ich bemerkte, während die Frauen demütig, mit über der Nase zusammengelegten Händen, ihre Knie vor dem Bilde beugten. Doch kam oder kommt noch an Festtagen der Frau eine Aufgabe im Tempelkult zu. Im farbenstrahlenden Glanz ihrer Gewänder tanzt sie, unter melodöser Instrumentalbegleitung, Geschichten aus der hinduistischen Mythologie, wobei sie durch eigenartige Kopf-, Augen-, Hand- und Körperbewegungen symbolisch das mythologische Geschehen ausdrückt.

Man kann zwei bezirksmäßig begrenzte Stile im Tempelbau feststellen. Mehr im nördlichen Reisegebiet fand sich ein Turm oder eine Kuppel über der Cella. Das Tempeltor war ein einfacher Torbau. Anders im südlichen, dravidischen Raum. Dort ist über dem Tor eine riesige Torpyramide aufgebaut, Gopuram genannt (königlicher Turm), der meistens über und über geschmückt ist mit Götterfiguren, die in allen heiligen Farben glänzen, und Darstellungen von Erzählungen aus den Puranas oder den Epen bieten, während die Cella beinahe flach überdeckt ist. Nur im äußersten Süden, in Rameshwaram, fiel ein figurenloser Gopuram auf, der nur mit Fenstermustern in unserem Renaissancestil geschmückt war.

Ursprünglich begegnete man der Gottheit unter den schattigen Zweigen eines besonders imponierenden Baumes oder in einer Höhle. Ob dies zeitlich nebeneinander oder nacheinander geschah, ist zu fragen. Auf alle Fälle scheint es der Wirklichkeit zu entsprechen, daß beide Verehrungsstätten bestanden. Für den Baum spricht der Name «Götterbaum», den man dem gewaltigen indischen Feigenbaum gibt, der sich durch seine in den Boden dringenden Luftwurzeln selber vermehrt. Die dünnen Zweige eines solchen Baumes dürfen nicht verheizt werden. Unter solchen Götterbäumen finden sich heute noch Symbole der Schlangengottheit, hin und wieder auch des Shiva. Für die Höhle sprechen die Höhlentempel in der Ruinenstadt Hampi, welchen am selben Ort schon einfache Tempelbauten auf dem flachen Lande folgen, die auch schon eine finstere Cella aufweisen.

Dies bedeutet wohl: der Gott (Numen) wohnt unter dem Schatten der weiten Baumkrone im Wurzelgrund des Baumes. In der finsternen Cella, einer nachgebildeten Höhle, also im Erdinneren, kann er auch

wohnen. Baum, Höhle, Schlange sind menschenweit verbreitete Symbole der «Großen Mutter» dem Schoß alles Lebendigen, ein Hinweis auf die matriarchale Erlebens- und Denkart. Zu dieser Symbolik gehört eben auch die Schlange, die in den Bildern der beiden Hochgötter Vishnu und Shiva zu finden ist. Sie trägt oder überhöht diese Götterbilder.

Um Goa herum bis hinauf nach Hubli auf dem Dekkan waren vor den Haustüren, auf saubergewischem, mit einer Flüssigkeit besprinkelten Boden, viereckige Altäre zu sehen, die Erde mit ihren vier Himmelsrichtungen symbolisierend; auf diesen Altären stand je ein Topf mit einer grünenden Staude, dem Lebens- und Fruchtbarkeitssymbol. Von diesem heiligen Ort soll magische Kraft auf Haus und Hof segnend ausstrahlen, besonders dann, wenn beim täglichen Tempelbesuch ein Blättchen oder Zweiglein von der Staude dem Priester als Opfer gebracht wurde, sodaß sich an dieser Stelle der Lebenskreislauf wieder schloß.

In dravidischen Landen im Süden stieß man vor Häusern auf sauber gewischem und mit Kuhdungwasser bespritztem Boden auf kunstvolle, von den Haustöchtern mit Kuhdungasche gezeichnete Bogenfiguren, in deren Kreuzungsmitte meistens eine Kugel aus Kuhdung angebracht war, mit einer frischen Blume geschmückt. Die Sitte bringt dieses Kunstwerk im Dezember/Januar dem Ganesa dar, dem ältesten Sohn von Shiva/Parvati. Mit der Kugel wird der zeremonielle Reis für die Opfer, die Ganesa dargebracht werden, gekocht, damit er gute Tage bringe.

Das Zeburind, als Stier, ist das heilige Tier des Shiva, auf dem er reitet und welches sein Diener ist, zugleich aber das mannweibliche Symbol (männlich: sein Zeugungsorgan; weiblich: der wachsende Vier-telmond seiner Hörner) für das Ehepaar Shiva/Uma-Parvati darstellt. Der wachsende Mond aber, dessen Farbe grün ist, ist das matriarchale Symbol der «Großen Mutter», aus welcher alles Grüne, die Pflanzenwelt hervorquillt.

Als ein Geschenk des Gottes schenkt der Priester nach vollzogener heiliger Handlung den opfernden Gläubigen etwas Sandelholzpaste, mit welcher er sich das Gottessymbol auf die Stirne malt, damit anzeigen, daß er dem Götter gehört und letztlich ihm gleich werden möchte. Denn er weiß sich auch als ein Teil der Naturschöpfung in ihrem ewigen Kreislauf von Geburt, Leben und Sterben, in welcher ihm sein Gott — als Erhalter (Vishnu) und als Zerstörer zur Neugeburt (Shiva) — und beide zugleich auch als Schöpfer des Universums, begegnet. Er ist sich bewußt, in seinen Kreislauf hineinverwoben zu sein durch seine Gefangenschaft im Karmaband der Wiedergeburten, aus welcher es kaum ein Entrinnen gibt.

Die Formel «tat tvam asi» (das bist du), drückt das Gleichartigsein

jedes Lebenden mit jedem Lebendigen und Sterbenden aus, dem in Hintergrund das Wissen entspricht, das alles Geschöpfliche durch die «Große Mutter», in den Bildern der Uma, Lakshmi, Parvati, die eins sind mit ihren Gatten Vishnu und Shiva, symbolisch ausgedrückt, geboren = geschaffen wurde. Zugleich ist dem Gläubigen für seine derzeitige Lebensspanne sein Schicksal, gemäß der Verdienste oder Vergehen früheren Daseins, zugeteilt, ein Schicksal, dem er nicht entrinnen, sondern sich nur unterziehen kann, um durch selbstverleugnenden Gehorsam und Bußetun einmal zu einer glücklicheren Wiedergeburt zu kommen.

Aber mit dem, in diesem Abschnitt schon angedeuteten Versuch, die Göttersymbolik unserem Verständnis näher zu bringen, habe ich mich schon in das Systematisierungsbestreben und das Ordnen der verwirrenden und sich oft widersprechenden Fülle der vorhandenen Götter und Göttinnen und ihrer Symbolik und der ihnen entsprechenden liturgischen Formen hineingewagt, welche das hinduistische Schrifttum versucht. Dabei hilft dieses Systematisieren keinesfalls mit, den Charakter eines Gottes herauszustellen. Er wird vieldeutig bleiben, muß vielleicht wegen dem kreisenden Denken so bleiben, wie es im Verlauf der Jahrtausende und Jahrhunderte durch religionsphilosophische und -psychologische Spekulationen sich herausformte. Denn die Systematisierung hatte zu versuchen, ursprünglich Völkergruppen, Stammesverbänden, heiligen Orten zustehende Numen, Mächte und Götter in einen einheitlichen Zusammenhang und in eine Wesensbeziehung zu bringen und ihre symbolischen oder als wirklich geglaubten Bedeutungen je nach herangereiftem Bewußtsein den Gläubigen nahezubringen. In Brahma wird die Einheit geschaut als dem obersten Wesen. Er ist der Gott, Schöpfer und Vater seiner Geschöpfe Vishnu und Shiva, ihrer Gattinnen, aller ihrer Söhne und Töchter und der übrigen Glieder ihres Hofstaates, wie auch des Menschen. Zugleich ist er aber auch der Schöpfer des Alls, das er eigentlich selber ist als das Brahman. Damit ist der Kreis wieder geschlossen, in dem sich alles, gemäß seinen ihm zugeteilten ewigen Bahnen, bewegt, im Kosmos.

3. Die Mythologie

Grundsätzlich sind in Indien zwei Ströme im Ausdruck des ursprünglichen religiösen Erlebnisses, soweit dem noch nachzuspüren ist, zu erkennen. Der eine Strom ist belegt durch die Mythologie der Veden, welche wahrscheinlich die Gotteserfahrungen und -erkenntnisse der in Indien eingedrungenen Arier wiedergeben.

Die vier Vedas (von vid = wissen), gehören zum ältesten Schrift-

tum der Erde. Sie gehen im Rig-Veda wahrscheinlich zurück bis ins 14. Jahrhundert v. Chr., wobei ihre mündliche Überlieferung noch in weit früheren Zeiten lebendig war. Jeder Veda enthält in der Sanhita, als einer älteren Schicht, eine Sammlung von Mantras (kurze, immer zu wiederholende Sprüche und Formeln) und Liedern, wohl für die volkstümlich Gläubigen gedacht, und den Brahmana, eine jüngere Schicht mit rituellen Anweisungen und Schilderungen, wobei jeder Abteilung eine Upanishad beigegeben ist, welche für Eingeweihte geheime und mystische Lehren enthält.

Diese Schriften wurden als von Gott selber eingegeben oder den Elementen direkt entsprungen geglaubt, sodaß ihre Lehre eine direkte Gabe Gottes an den Menschen darstellt. Diese wird ausschließlich von den Brahmanen verwaltet. 700 v. Chr. galt es als größte Schändung der heiligen Lehre, wenn ein Wort aus diesen Schriften von einem Glied einer niedrigeren Kaste vernommen wurde.

Im Yaska, dem ältesten Kommentar zu den Veden, kennt man drei Götter, welche die Elemente numenos personifizieren: Agni, auf der Erde, Vayu oder Indra in der Luft, und Surya im Himmel. Allerdings zählt der Rig-Veda auch 33 und mehr Götter. Diese sind unsterblich, Manchmal wird aber erzählt, daß, nachdem sie von Prajapati sterblich geschaffen worden seien, sie sich durch Bußübungen die Unsterblichkeit erworben hätten. Ursprünglich sind alle gleich mächtig, wie auch jeder von seinem Verehrer geglaubte Gott für ihn als der Höchste und Mächtigste, über allen stehend, gehalten wurde. Des Gottes Wille ist selbstherrlich. Er regiert alle Geschöpfe. Er kennt ihre Gedanken und Absichten und belohnt seine Gläubigen und bestraft diejenigen, die von ihm nichts wissen wollen. Das Leben der Sterblichen liegt in seiner Hand. Wahrscheinlich wurden diese Götter auch schon in Bildern/Statuen verehrt.

Die Welt der Veden und ihrer Götter ist mit der Zeit verblichen, ihre Götter sind vergessen oder sind durch den Hinduismus aufgesogen worden. In ihm erscheinen namentlich nur noch wenige von ihnen, wie etwa Prajapati, der Schöpfergott des Alls (manchmal ist er auch das Universum selber), der sich hinter dem hinduistischen Daksha verbirgt, welcher auch mit Vishnu gleichgesetzt wird.

Parallel zur vedischen Mythologie entwickelte sich, wahrscheinlich in den verschiedenen Völkerschaften der Ureinwohner Indiens, die hinduistische Mythologie, als der zweite Strom.

Was sie betrifft ist sie bezeugt in den Epen: Ramayana und Mahabharata; ihr Inhalt geht etwa bis 500 v. Chr. zurück, ihre heutige Fassung stammt aber etwa aus 300 bis 200 v. Chr. und den 18 Puranas = überlieferte Geschichten, von etwa 800 v. Chr.

ab. Es heißt: «Wer liest und wiederholt diesen lebenspendenden Ramayana (oder Mahabharata) ist befreit von allen Sünden und ist mit seinen Nachkommen erhoben zum höchsten Himmel.» Ein Fundamentalismus, der auch uns heute noch nicht unbekannt ist!

Die der Mythologie zugrundeliegenden menschlichen Erlebnisse sind die numenos verstandenen Erfahrungen an der äußeren Welt: die Natur, die sie belebenden Geschöpfe, davon auch der Mensch, aber auch die Katastrophen, welche die Natur über ihn bringt, wie auch an der inneren Welt: die schöpferischen Wirkungen des Menschengeistes, die Freuden und Stürme der Seelenmächte und ihre geheimnisvollen Auswirkungen im menschlichen Schicksal, die personalisiert verstanden werden. Ist und bleibt doch die menschliche Persönlichkeit der Maßstab aller Dinge. Dadurch ergibt sich die Grundstruktur der hinduistischen Mythologie: ihr Dualismus: männlich-weiblich, gut-bös, glückbringend-unglückschaffend. Ein Monismus aber drängt sich in ihm, der die dem Dualismus innewohnende Spannung zur Lösung, religiös verstanden zur Erlösung bringt, dargestellt im ruhenden Brahman, dem Kosmos-Weltall. In diesem Monismus kommt die geheime Sehnsucht des religiösen Menschenherzens zum Ausdruck. Wie hinter der offiziellen Kirchengeschichte der Christen eine Ketzergeschichte lebendig ist und eigentlich das sie belebende Element darstellt, so zittert hinter dem in die Augen fallenden Dualismus im kosmischen Glaubensleben Indiens der Monismus. Sogar dort, wo es kein Entrinnen zu geben scheint, in dem schicksalmäßigen Eingeflochtensein in das Karma-Rad der Wiedergeburten des kosmischen Kreislaufes, erahnt der Selbstzucht übende, in Bußübungen sich kasteiende Asket, ein Durchbrechenkönnen des Karmaschicksals zum Einswerden mit der Gottheit, ja sie selber werdend.

Schon aus grauer Vorzeit sind in Indien Yogaübungen bekannt. Ihr Ziel und Zweck besteht darin, daß durch ihren Vollzug das Karma-Rad der Wiedergeburten gesprengt werden kann und den sie Ausübenden dazu vorzubereiten, damit er die mystische Vereinigung mit der Gottheit erlebt, ja zu Gott selber wird. Ein solcher Ausbruch, so er erfolgte, bleibt im Ich des Yogi hängen. Er hätte sich selbst erlöst! Diese narzistische Ichbezogenheit kam dem Beobachter handgreiflich zum Bewußtsein bei der Vorführung des Hatha-Yoga im Shore Cottage in Mahabalipuram.

Es macht den Anschein, daß alle Sektengruppierungen und Ausbruchsversuche aus dem Karmaschicksal des Hinduismus, wie etwa der Jainismus und der Buddhismus von der gleichen religiösen Trieb- und Zielhaftigkeit erfüllt sind, nämlich den Dualismus und seine Auswirkungen durch einen Monismus zu überwinden, so sehr sie auch im einzelnen voneinander abweichen mögen.

Wie könnte es auch anders sein? Der Dualismus ist nicht nur dem Hinduismus eigen. Er kommt auch in der religionsphilosophischen und -psychologischen Geschichte des Christentums zum Ausdruck, wie die Lehren der orthodoxen und römisch-katholischen Christenheit zeigen, in der Form etwa vom Verhältnis Christi zu seiner Mutter Maria als dem dualistischen Element, dem aber bei Paulus das monistische in Gott-Vater übergeordnet ist (siehe 1. Kor. 3, 23; 12, 6; 15, 28!) Im Monismus kommt ein Urdatum aller Wesen zum Ausdruck. An ihm hat auch der Mensch seinen Anteil, obwohl der Augenschein zuerst in ihm das dualistische Moment entdeckt. Er ist das geheimnisvoll begabte Wesen mit einem durch die Zeiten heranreifenden, sich dabei ausweitenden und vertiefenden Bewußtsein, durch welches er seinem Entwicklungsgang nachspüren kann und in der Tiefenpsychologie (Archetypenlehre) auf die Ursymbole seines numenosen Erlebens stößt, die heute noch beispielsweise im Hinduismus, seinen Mythen und Bildern anzutreffen sind. Der in ihnen zu begegnende Dualismus steckt aber schon im Urquell alles Stofflichen seit der Geburt des Universums, wie die heutige Atomphysik und Mikrobiologie feststellen, der von der monistischen «Energie», dem Abstraktum aller festzustellenden wirkenden Energien, angeregt in der Materie und ihren Gestaltungen, aus dem monistischen Urgrund kommend wieder dem monistischen, entropischen Ende zu einem Neubeginn zustrebt. Könnte deshalb nicht der Uroborus, die Weltenschlange, welche sich in den Schwanz beißt, auf dem Vishnu und sich im Milchmeer wiegt, aus dessen Butterung das Ambrosia, die Götterspeise gewonnen wird, und in dessen Nabel vom Brahman her da Lebenswasser fließt, ein intuitiv geschautes Symbol der numenosen Erkenntnis der Ergebnisse der erwähnten Naturwissenschaften sein? Hat sich angesichts dieser Ergebnisse die christliche Theologie nicht zu fragen, wie sie aus tieferem Verständnis ihre biblische numenose Überlieferung zu revidieren habe, das heißt sie dem Verständnis des durch das zielgerichtete analytische Denken der intellektuellen Seite des Menschen ausgeweiteten Bewußtsein nahezubringen, um dadurch der dem bewußt religiösen Leben entfremdeten Christenheit und den heimatlosen Intellektuellen, die nach religiöser Gewißheit dürsten, wieder die Heilsbotschaft vom Reiche Gottes nahe zu bringen und den herumirrenden Zeitgenossen wieder eine Gewißheit ihres ewigen Beheimatetseins zu vermitteln? Eine solche Tat hätte auf der Weiterführung, das heißt Tieferführung des Weges von den israelitischen Propheten über Jesus von Nazareth zu geschehen, so wie der Heilige Geist, die Energie des numenosen Erlebens und Denkens, den sich ihm Öffnenden führt. Hat nicht Joachim von Flores schon im 11. Jahrhundert das Kommen des Zeitalters des Heiligen Geistes geschaut?

Mit diesen Andeutungen soll die Gedankenfolge über die religiöse

Thematik beendet sein, aber nicht ohne im Vorbeigehen noch einer hinduistisch-christlichen Neubildung des Paters Bede im Ashram von Kulittalai zu gedenken. Hinduistischer Tempelstil wird benutzt, um durch Botschaft und Eucharistie, vermittels Meditation und Aufnahme von hinduistischen Opferritualien, christliche Gesinnungs-, Denk- und Lebensart in Hindus und westlichen Menschen zu beleben. Ich glaube nicht, daß dieser Ansatz eine Zukunft hat. Er bleibt dem matriarchal-hinduistischen Denken und dem matriarchalen Anteil im Christentum verhaftet. Es ist dies die Linie der priesterlichen Gotteserkenntnis, die letzten Endes an der Heilserwartung für das Ich hängen bleibt. Ist nicht Jesus gegen diese Frömmigkeitsart aufgestanden? Mir scheint, daß nur der prophetische Weg weiterführen kann, der den Menschen über sein Ich hinaus dem Du in jeder Kreatur verantwortlich in der agape (Bruderliebe in Gott) und der ihr entsprechenden Tat zur Menschwerdung verbindet und darin die Erfüllung des Willens Gottes erlebt und dadurch das Geschenk des Heils findet.

4. Das geologische Problem

Unter der Voraussetzung der numenosen matriarchalischen Geisteshaltung, wie sie die indische Bevölkerung durchtränkt, kann man es verstehen, daß sie die Erde wenig abfrägt nach ihrem physischen Wesen. Die analytische Ausrichtung, wie sie der intellektuelle Geist des Westens verlangt, der nach dem Was, Wie und Wozu frägt und dadurch zum Vater der Naturwissenschaft wurde, hat sich in Indien noch kaum an die Arbeit gemacht. Zeigt er im Westen schon seine Begrenzung, indem er unter der Herrschaft des mechanistisch-technischen Denkens und Trachtens die Menschheit bei äußerlichem Wohlstand innerlich geistig-geistlich verarmen und absterben läßt, sie wirtschaftlich durch die Umweltverschmutzung zur Selbstvergiftung führt und gesellschaftlich die Welt durch das Verbrechertum zum Irrgarten macht, wie im gesamten sie in eine ausweglose Sackgasse voll von Angst und Schrecken vor einem gewaltsamen kriegerischen Gesamtuntergang stößt, da zieht es ihn in den Jungen nach dem Osten, hoffend, daß von dorther ihm wieder das Licht der Erleuchtung zum Leben kommen werde, nämlich nach Indien.

Doch, dort ist es auch schon trüb geworden. Ohne Nachhilfe mit Drogen scheint es nicht mehr hell brennen zu können. Bis weit in das Gehaben der Bevölkerung hinein ist durch die ehemalige Kolonialherrschaft und das Eindringen europäisch-amerikanischer Zivilisationsgüter und des ihnen entsprechenden Lebensstiles von den Städten aus aufs Land hinaus westliches Tun und Lassen gedrungen und weckt das Begehr nach dem Modernen. Ohne Mühe ist zu erkennen, wie Indien

in seiner Geisteshaltung und praktischer Gesellschaftsgestaltung der von westlichem Denken bestimmten wirtschaftlichen und politischen Probleme nicht Meister wird. Das Ungenügen der landwirtschaftlichen Betriebsweise vermag den Hunger des Volkes nicht zu stillen und die müßigen, arbeitswilligen Hände der Massen nicht zu aufbauender Arbeit zu nutzen. Der Einbruch der westlichen Zivilisation entzieht durch ihren gauklerischen Schein den Menschen den Grund unter ihren Füßen, sodaß ein kulturelles Schaffen kaum mehr möglich ist. Vor dem sich abzeichnenden Chaos sucht man sich durch die Errichtung einer politischen Diktatur zu retten, deren Muster der russische Kommunismus zu sein scheint, dessen Wurzeln aber wieder ins Erdreich des westlichen Denkens hinabreichen. Eine politische Diktatur führt aber auch zu einer geistigen Diktatur, die den Anfang vom Ende ausmacht. Indien befindet sich im Umbruch, wie dies auch der Westen ist, nur aber in umgekehrter Richtung. Indien, wie es in seiner geistig-seelischen Art besteht, hat bewußt den tätigen westlichen Geist in sich tätig werden zu lassen, um dadurch sein Bewußtsein reifend auszuweiten und zu vertiefen, damit es menschlich ganzheitlich den Ansturm des Westens verkraften kann, innerlich dadurch reicher wird und klüger und deshalb die Fehlleistungen des Westens nicht nachahmt, will es nicht im Chaos enden. Umgekehrt hat der Westen von seiner männlichen Empore hinauf zu «den Müttern» zu steigen, um unter der Ausweitung und Vertiefung seines Bewußtseins, sich wieder schöpferisch seiner Herkunft zu erinnern, wenn er wirklich kulturfördernd in dieser Welt wirken will. Wo und wann treffen sie sich, der unglückliche Westen und der unglückliche Osten, um in der Vereinigung ihrer Einseitigkeiten ein zeitgemäßes tragendes geistig-geistliches, lebenförderndes Gewebe zu schaffen, das einen tragfähigen Boden für das Werden erfüllender Menschlichkeit bieten kann?

In diesem Zusammenhang wird die Erde und ihre Geheimnisse, das Materielle, nicht mehr nur ein Ausbeutungsobjekt für den schaffenden Menschengeist bleiben oder als Maya im Nebel religionspsychologischer Spekulationen ihre physikalische Wirklichkeit verlieren. Den letzteren verhaftet hat die Erde kaum den indischen Geist bewegt. Was aus ihren Tiefen geholt wurde: Eisen, Kupfer, Silber, Gold und Edelsteine usw. waren Schätze der Götter, die sie ihren Geschöpfen, zur Verfügung gestellt haben. Sie erhielten keinen eigenen Wesenssinn und deshalb entzündete sich an ihnen und ihren Lagerstätten keine Geologie mit ihren Hilfswissenschaften. Wenigstens sind mir Zeugen davon unbekannt geblieben.

Um nur anzudeuten, was die Erde einem indischen analytischen Geiste für Aufgaben hätte stellen können, um ihre Geheimnisse ihres Werdens, Gestaltens und Besitzens ergründen zu suchen, soll mit kurzen

Strichen angedeutet werden, was alles in Süd-Indien anzutreffen ist. Das eigenartige Schlackengestein an der Küste Goas, eisenhaltig, kalkig und kieselig zugleich, hätte den forschenden Geist den Weg seines Werdens durch die Jahrtausende der Erdzeiten zurückführen können, in denen das Meer und das Trockene miteinander stritten und das vulkanische Feuer die Bewegungen anheizte. Dann der Dekkan! Für uns heute, in seiner durchschnittlichen Höhe von 1000 bis 1200 m ü. M., ein ungeheure ausgedehntes Plateau, welches den indischen Schild ausmacht. Er gehört zu den auf der Erde ältesten, relativ feststehenden Schollen der Erdrinde, wie solche auch in Afrika und Kanada/USA anzutreffen sind. Seine Oberfläche besteht bis weit in den Süden hinunter aus einem alten, rötlichen, oft durch Quarzbänder geaderten Sandstein, der in der Verwitterung eine rote, sandige, fruchtbare Ackererde erzeugt, wenn sie bewässert werden kann. Doch kann es dazu jahrelang an Wasser fehlen, sodaß an Stelle von fruchtbaren Ländereien weithin gelbe Grassteppen anzutreffen sind, die nur zur Weide für große Ziegen- und Schafherden zu dienen vermögen. Die unübersehbare, nur wenig gewellte Ebene überragen da und dort der Verwitterung ausgesetzte Horste mit horizontaler Gesteinslagerung, die etwa die ursprüngliche Höhe der Gesteinsdecke des Dekkans angeben, bevor sie durch Winde und Wasser eingeebnet wurde. Selten treten auf ihm scharfkantige Gebirgszüge auf, die durchschnittlich Nord-Süd ausgerichtet sind, Gebirgszüge, welche, aus der Nähe gesehen, sich als stark erodiert erweisen und an ihrem Fuß ausgedehnte Felder von Steinblöcken von oft gigantischer Größe und höchst bizarrem Aussehen aufweisen. Mehr gegen Süden hin ragen die Bergzüge scharf geschnitten gegen den Horizont in wenigen Kilometern Breite, aber für den Beobachter in unzähligen Kilometern Länge aus der Ebene heraus. Sie scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein, Magmamassen die Erdspalten ausfüllten, bestehen sie doch meistens aus Basalt oder Granit. Diese können in jenen Gegenden auch in ausgedehnten Durchbrüchen durch die Erdrinde in rundlichen Grundrissen bestehen, die durch die Verwitterung in großartige Blockaufbauten zerrissen sind. Herrscher über Reiche in geschichtlicher Zeit haben in ihre Schluchten mit Vorliebe ihre Tempelstädte hineingebaut. Interessant ist zu beobachten, wie zwischen hochragenden, relativ kompakten Bergketten Blockzüge auftreten, welche gewiß Überbleibsel von ehemals solchen sind. In den Ausläufern des Dekkan gegen das Meer hin tritt auch Gneis auf, der, wie die vulkanischen Gesteine von früheren Geschlechtern als Baumaterial für ihre Tempel diente, oder welcher von ihnen zu monolithischen Tempelgebäuden oder Skulpturen behauen wurden. An Bodenschätzen war nur Eisen anzutreffen, welches in den Bergen beim gewaltigen Tungandra-Staudamm, auf der Grenze zwischen den Provinzen Karnataka und Andhra Pradesh, abgebaut und

nach Japan verschifft wird. So sieht etwa ein grobgezeichnetes petrographisches Bild der südindischen Landschaft, mit westlichen Augen gesehen, aus.

5. Schluß

Eine Indienfahrt hat tatsächlich etwas in sich. Sie fordert den aufmerksamen Beobachter heraus und kann ihm zur Klärung und Reinigung seines inneren Selbst wie auch zur Abklärung von missionarischen Dienstmöglichkeiten und der Möglichkeit einer wirklich den Armen zur Selbsthilfe dienenden Entwicklungshilfe verhelfen. So trägt der Zug unserer Jugend nach dem Osten etwas in sich, wenn sie dieses entdecken wollte, das sowohl den Indern wie auch uns, eine Hilfe zu einem wertvoller Leben sein könnte.

Willi Kobe

Republik Angola unter Führung der MPLA Wie geht es weiter?

In den letzten Jahren gehörten BASIL DAVIDSON's Bücher und Artikel in den europäischen Tageszeitungen zu den besten Quellen über den Freiheitskampf der portugiesischen Kolonien Moçambique, Guinea-Bissau und Angola. Im «New Internationalist» vom Februar 1976 befaßt sich dieser ausgezeichnete Kenner Afrikas mit den rivalisierenden Befreiungsbewegungen in Angola. Lange bevor die Entscheidung zugunsten der MPLA und Präsident Agostinho Neto erfolgte, legte Davidson überzeugend dar, wie zwei Vorgänge im Dezember 1975 für eine rasche Beendigung des Kampfes den Ausschlag geben mußten. Das eine war die Anerkennung der neu proklamierten Republik Angola unter Führung der MPLA durch Nigeria (Dezember 75), dem stärksten und reichsten Staat Tropisch-Afrikas. Das zweite Ereignis war die Niederlage, die den aus Namibia vorstoßenden militärischen Kräften Südafrikas bereitet wurde. Daß diese südafrikanische Intervention mit der Zustimmung der FNLA und der UNITA erfolgte, war in Nigeria ein offenes Geheimnis. FNLA, nominell unter der Führung Holden Roberto, hatte einzig die Unterstützung von kongolesischen Stämmen beiderseits der Grenzen von Zaire und dessen Präsident Mobutu, der seit Beginn seiner politischen Karriere von der CIA protegiert worden war. Die Position der UNITA war durch Stammesfeinden gefährdet. Eine Bestätigung der Uneinigkeit und des gegenseitigen Mißtrauens der beiden Bewegungen FNLA und UNITA, selbst unter dem Druck ihrer Niederlagen, war die Tatsache, daß sie an ihrem letzten «Regierungssitz» Huambo zwei Premierminister installierten, von denen der eine,